ganz eigenthümlicher Einfälle sich finden. Diese Einfälle näher zu beleuchten verbietet die Tendenz des Buches, welches sich in erster Linie nicht an Gelehrte richtet. Nun wohl, das Publikum mag entscheiden, ob es an der Originalproduction Th. Mommsens schließlich Geschmack und Geduld verliert oder an dieser sog. kritischen Geschichte Wilh. Ihnes. Aber den Wunsch können wir nicht unterdrücken, daß die Fortführung derselben bis auf Gibbon dem Verf. Muße genug lassen möge, um seine Theorie von „der kritischen Behandlung der Quellen" auch den Männern von Fach spruchreif vorzulegen. H. N.

C. L. Urlichs, Commentatio de vita et honoribus Agricolae. Gratulationsschrift zum Jubiläum der Universität Bonn. 4. 33 S. Wirceburgi 1868.

Eine umsichtige Besprechung der Hauptpunkte in dem Leben von Tacitus Schwiegervater. Zur chronologischen Fixirung derselben werden hier zuerst die Resultate der epigraphisch-antiquarischen Forschungen, die von Borghesi ausgegangen sind, angewandt. Um eine Frage von allgemeinerem Interesse zu berühren, so wird man dem Verf. gewiß darin beistimmen, daß er gegen die jüngst von Hübner aufgestellte Ansicht, als sei die Schrift des Tacitus in Form einer laudatio funebris abgefaßt, Einsprache erhoben hat. H. N.

A. Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte. Erster Theil, die Zeit Jesu. Heidelberg 1868, Bassermann.

Die von Schneckenburger geschaffene Disciplin erscheint hier in reicherer Entfaltung und erweitertem Rahmen. Es versteht sich bei einem gerade in jüngster Zeit so vielseitig und eingehend behandelten Stoffe eigentlich von selbst, daß wirklichen Kennern kaum noch erheblich viel Neues geboten werden kann. Um so verdienstlicher ist die auch auf weitere Kreise berechnete durchsichtige und elegante Form, die der gewandte und geistreiche Verfasser seinem Material zu verleihen wußte. Während die Palästina-Literatur bereits einen Umfang angenommen hat, daß soeben Tobler zu dem zeitgemäßen Unternehmen einer eigentlichen Bibliographie der sog. heiligen Geographie fortschreiten konnte, liefert uns der erste Abschnitt des vorliegenden Werkes („das heilige Land zur Zeit Jesu", S. 3—58) in kurzen, wohlgewählten Zügen eine anschauliche und geschmackvoll geordnete Uebersicht über das Terrain mit historischen Lichtern durch-

brochen. Ein zweiter Abschnitt (S. 61—114) schildert „die öffentlichen Zustände" im Ganzen, wie wir dieselben aus den parallel laufenden Werken jüdischer und christlicher Theologen bereits kennen; eigenthümlich ist die ausgiebige Benutzung der Ewald schen Uebersetzung des Jubiläenbuches. „Die Parteien" beanspruchen in einem dritten Abschnitt (S. 117—147) eine gesonderte Behandlung. Hier namentlich kommt massenhafte Vorarbeit in Betracht, und sind die richtigen Gesichtspunkte, wenigstens was den Hauptgegensatz (zwischen Pharisäern und Sadducäern) betrifft, bereits unverrückbar festgestellt. Auch unser Verfasser hatte in früheren Arbeiten das Seine zu diesem Resultate beigetragen und konnte in diesen Abschnitten sich frei, wie auf wohlbekanntem Gebiete, bewegen. Hätten wir noch eine Bemerkung zu machen, so beträfe sie die zur Bezeichnung des Gegensatzes gewählten Ausdrücke „conservirend" und „reformirend" (S. 117). Dieselben wollen sich, auf jene wunderlichste aller Parteistellungen angewandt, allerdings kaum als ausreichend bewähren, indem doch gerade die Sadducäer thatsächlich für griechisches Wesen zugänglicher sich erwiesen, die Pharisäer dagegen Alles aufboten, um aus der Physiognomie, die das Volksbewußtsein in und nach den Syrerkriegen angenommen hatte, eine starre Todtenmaske zu machen, aus welcher der mißhandelte Genius Israels in ganz anders geartete Jahrhunderte blicken, fortgeschrittene Zeitbedürfnisse überschauen sollte. Das allein Richtige, worauf auch der Verfasser immer wieder hinauskommt (vergl. S. 132), ist, den Gegensatz aus der Verschiedenheit der religiösen Stimmung in verschiedenen Ständen zu erklären, von denen der eine in der Tempelhalle, der andere in der Dorfsynagoge seinen Mittelpunkt suchte. Treffend wird sonach die sadducäische Position charakterisirt als „ein Standpunkt, wie er praktischen Staatsmännern und dem klaren Verstand einer auf das Leben gerichteten Aristokratie wohl anstand" (S. 130).

Den Gegensatz hierzu, die apokalyptische Schwärmerei einer lediglich mit religiösen Mitteln aufgebauten Weltanschauung, überträgt der Verfasser fast mehr, als wir für thunlich erachten, von den Pharisäern, wo sie recht eigentlich zu Hause war, auf die Essäer, die er theils nach Hilgenfeld, theils aber auch nach Ritschl, jedenfalls aber im Gegensatze zu Zeller beschreibt. Wir verkennen nun keineswegs die Vortheile, die erreicht wären, wenn es gelänge, jene eigenthümliche Erscheinung statt aus hereinlangenden Einflüssen alexandrinischer und neupythagoräischer Art,

schlechtweg aus den einheimischen Factoren des jüdischen Lebens selbst zu erklären, und noch weniger bestreiten wir dem Verfasser das Recht, von hellenisirender Färbung des Berichtes im Josephus zu reden. Aber eben jenes „Grauen vor der Materie und ihren Dämonen, die alle diese Genüsse, Reize, Lockungen dem armen Sterblichen anbieten, nur um ihn immer tiefer in die Schlingen der sinnlichen Welt zu verstricken" (S. 136) scheint uns so wenig echt jüdisch zu sein, daß man bezüglich seiner Herleitung nur die Wahl hat, entweder mit Hilgenfeld immer weiter nach Osten zu rücken, bis man endlich, wie der genannte Gelehrte (Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, 1868, S. 343 ff.) keinen Anstand nimmt, beim Buddhismus angelangt ist, oder aber, wenn dieser Schachzug mit Recht allzu kühn erscheint, mit Zeller den näher gelegenen Westen aufzubieten, wozu überdies die verwandte Erscheinung der Therapeuten in Aegypten, die unser Verfasser grundsätzlich „ganz bei Seite gelassen" (S. 135) einladet.

„Zeitlage und Zeitbewußtsein seit Beginn der Römerherrschaft" kommen in einem vierten Abschnitte (S. 151—184) zur Darstellung. Wir möchten hier als besonders anziehend die beredte Schilderung des Gegensatzes der Nationalitäten (S. 151 ff.) und die interessante Zusammenstellung der römischen Ansichten und Auffassungen des Judenthums (S. 157 ff.) hervorheben. Als eigentlicher Glanzpunkt hingegen darf ebenso der auf genauester Quellensichtung beruhende fünfte Abschnitt („Herodes", S. 187—288) bezeichnet werden, wie wir andererseits die meisten und gewichtigsten Ausstellungen erheben müßten gegen „die zeitgeschichtlichen Beziehungen des Lebens Jesu", welche in einem sechsten Abschnitt (S. 291—450) dargestellt sind, wenn uns nicht sofort der angegebene Titel dieser Partie darüber Aufklärung gäbe, daß der Verfasser nicht sowohl, wie es oft den Anschein hat, ein Leben Jesu, als vielmehr die zu diesem Drama gehörige Personenliste und Scenerie erklären will. Denn wenn sich auf Grund der neuesten Forschungen z. B. über den wesentlichen Inhalt des Selbstbewußtseins Jesu sicherlich ein ungleich concreteres und präciseres Bild zeichnen läßt, als die „neue Reichspredigt" (S. 356) bietet, so ist dafür in Bezug auf die entscheidenden Vorgänge vor Cäsarea Philippi (S. 421) und Jerusalem (S. 435) Decoration und Costüm, um uns so auszudrücken, um so vollständiger wiedergegeben. Und eben darauf weist ja der Begriff einer „Neutestamentlichen Zeitgeschichte" zunächst hin.

Wir bemerken übrigens ausdrücklich, daß der Verfasser in Bezug auf das Chronologische sich mit einer geringen Correctur (S. 314, 333 f.) an die, einen wesentlichen Fortschritt darstellenden, Entdeckungen Keims anschließt und demgemäß den Tod des Täufers ins Spätjahr 34, den Jesu ins Frühjahr 35 setzt (S. 340 f.), was beiläufig bemerkt noch das möglichst frühe Datum ist.

Schon was wir über diesen letzten Abschnitt zu sagen hatten, führt uns auf den Punkt, wo des Verfassers eigentliche Stärke, das unbestreitbare Verdienst seiner Arbeit zu suchen sein dürfte. Ihm steht zunächst eine glückliche und methodisch geschulte Phantasie zu Gebote, die ihm denn auch aus kahlen Notizen der Quellen sofort concrete Bilder entgegentreten läßt. „In dem römischen Bürgerkrieg hatten die alexandrinischen Banquiers des Delta jeweils früher als die anderen Aegypter Nachrichten aus Italien" (S. 57), daher die alexandrinischen Juden — um uns des zunächst auf Q. Dellius gemünzten Ausdrucks zu bedienen — so treffliche desultores bellorum civilium waren. Die Sprachverhältnisse in Palästina werden S. 74 mit dem Nebeneinander des Deutschen und Französischen im heutigen Elsaß verglichen. Dem Vielerlei der Concessionen, die uns in den bei Josephus Ant. 14, 10, 1—7 mitgetheilten Erlassen Cäsars entgegentreten, sieht es der Verfasser sofort an, „wie Antipater die römische Commission in Athen erhalten und erlangt hat, was nur irgend zu erlangen war" (S. 195). Des Nikolaus von Damaskus Schauspiel „Susanna" wurde „den Kindern der Welt und zugleich den Frommen zu Gefallen ohne Zweifel auf dem Theater in Jerusalem aufgeführt" (S. 249).

Dieser Manier des Verfassers, Antikes und Modernes in einer Zusammenschau zu vereinen, entspricht dann auch eine treffliche Combinationskraft, die ihn nicht selten die glücklichsten Griffe in Bezug auf Illustration des biblischen Stoffes aus der Weltgeschichte und umgekehrt der classischen Schriftsteller aus den Reden der neutestamentlichen Personen thun läßt. Man freut sich ordentlich, den letzteren hier auf ihrem naturgemäßen Boden zu begegnen. Es gilt dies beispielsweise von der Geographie Gennezareths, die ihre Illustration aus dem Munde Jesu empfängt (S. 350 f.), oder von dem nationalökonomischen Hintergrunde der Reden Jesu, wie er aus des Verfassers Schilderung S. 169 f. deutlichst hervortritt. So mag auch verwiesen sein auf die Entfaltung des-

jenigen Redestoffes, der dem Bereich der Thätigkeit des gemeinen Mannes entnommen ist (S. 347), oder auf Stellen, wie Luc. 14, 31, die auf den Krieg zwischen Aretas und Antipas, und Luc. 19, 11—27, die nach Anderer Vorgang auf die Römerfahrt des Archelaus gedeutet wird.

Wenn es schließlich erlaubt ist, den Lichtseiten auch Solches zur Seite zu stellen, wo der Verfasser seiner Aufgabe weniger gerecht geworden scheint, so können wir zuvörderst nicht verschweigen, daß der Verfasser wirklich vorhandene Schwierigkeiten zuweilen doch zu gering anschlagen dürfte. Die Bedenken, welche dem Fortbestande eines eigentlichen Synedriums unter Herodes und den Procuratoren entgegenstehen, sind wenigstens immerhin stark genug, um nicht völlig ignorirt werden zu können (S. 66). Die in der Anmerkung zu S. 175 hingeworfene Bemerkung über den Sinn von Daniel 7, 13 reicht lange nicht aus gegen die nicht bloß von Colani, sondern auch von Herzfeld, Hofmann, Volkmar u. A. vertretene, von Hitzig aufgestellte Fassung des Menschensohnes nicht als Messias, sondern als Vertreter des messianischen Reiches. Keineswegs würde nämlich unter letzterer Voraussetzung gerade die Symmetrie verlangen, daß „auch dieser Gestalt verschiedene symbolische Attribute verliehen" seien. Durch solche werden die vier Thiere allerdings von einander unterschieden; für das messianische Reich dagegen sind die menschlichen Züge bereits Attribut genug, und erst der christliche Apokalyptiker, der diesen Menschensohn auf ein Individuum deutet, fühlt naturgemäß die Nöthigung, ihn durch Attribute, wie das aus seinem Munde hervorgehende Schwerdt, vor anderen Menschensöhnen zu charakterisiren.

Im vorliegenden Falle steht des Verfassers Exegese im Zusammenhang mit seiner ganzen Darstellung des Verlaufes der messianischen Hoffnungen, die er entschieden als persönlich zugespitzt auffaßt. Er tritt damit einer anderen Auffassung gegenüber, welche diese Pointe erst im christlichen Zeitalter sich gestalten sieht. Mag es aber auch sein, daß Josephus „seinem Berichte die messianische Spitze abbricht" (S. 319), so wagt doch auch unser Verfasser nicht einmal dem Täufer Johannes selbst mit Entschiedenheit den Glauben an einen persönlichen Messias zuzuschreiben (S. 325), und die Frage dürfte wohl auch jetzt noch keineswegs als spruchreif erscheinen.

Wie schwer ist es doch überhaupt, die Umrisse des religiösen Bewußtseins im Judenthum der neutestamentlichen Zeit auf eine wirklich

zuverlässige, quellenmäßig gesicherte Weise zu zeichnen! Wir begegnen bei unserem Verfasser zahlreichen Hinweisungen auf Gfrörer, der sich in Herbeischaffung von rabbinischem Material unzweifelhafte Verdienste erworben, aber doch vielfach unkritisch genug insofern verfahren ist, als es ihm nicht darauf ankam, das neutestamentliche Judenthum aus Quellen des sechsten oder zehnten Jahrhunderts zu illustriren, wenn nur eine Ideenassociation nachweislich schien. Die „Zeit des Büchleins Jezirah" (S. 104) scheint uns z. B. auf jeden Fall für die neutestamentliche Zeitgeschichte zu entlegen. Während also die dort gegebene Zahlensymbolik hier noch nicht am Platze ist, soll — um auch ein Zuviel nach der anderen Richtung zu erwähnen — „schon das Targum des Jonathan" (S. 102) die sog. Atbaschmethode kennen, während die dort angegebene Deutung von Jer. 25, 26 und 51, 41 sicherlich schon im Geiste Jeremias selbst lag, der wissen mußte, weßhalb er Scheschach schrieb, Babel aber meinte. Wie alt derlei Künsteleien sind, mag auch Hitzigs überraschende Deutung von Sach. 12, 10 beweisen (Kleine Propheten, 3. Ausg. S. 379). Zu den S. 101 f. gegebenen Beispielen der Gamatria hätte wohl auch der Taxo der neu entdeckten Apokalypse des Moses gezählt werden dürfen, sei es nun nach Hilgenfelds oder Volkmars Deutung. Doch gestehen wir, durch Carrieres neuesten Versuch (Revue de Théologie 1868 S. 94 ff.) sehr zweifelhaft geworden zu sein, ob das Problem auf diesem Wege überhaupt zu lösen ist, in welchem Falle dann unser Verfasser Recht daran gethan hätte, den Taxo ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Um so eingehender beschäftigt er sich mit der gamatrischen Zahl Apoc. 13, 18. Wenn er aber schlechthin sagt, „die alte Kirche kannte die Lösung dieses Räthsels und las Nero" (S. 101) so ist dies zum Mindesten auffällig. Denn in der bekannten Stelle Iren. 5, 30, die citirt wird, steht davon kein Wort, vielmehr geht daraus hervor, daß man, bei dem Bestreben, die Zahl des Thiers als auf die römische Staatsgewalt gemünzt zu betrachten, sich zu einer solchen Kenntniß sehr gratulirt und dieselbe sicherlich ausgebeutet haben würde. Unser Verfasser ist aber offenbar von Volkmars Commentar zur Apokalypse abhängig, der freilich nicht aus 666, sondern aus der Thatsache, daß daneben Irenäus auch die Lesart 616 mittheilt, den Schluß zieht, die Kirche habe noch zu Irenäus Zeiten an den Kaiser Nero gedacht (S. 18. 113). Denn 666 gibt in hebräischen Buchstaben den Namen Neron

Kesar, 616 dagegen Nero Kesar, daneben aber ebensogut auch Kesar Rom, „und wohl mag dieses die Meinung Mancher zu Domitians oder Trajans Zeit gewesen sein" — sagt vorsichtig Ewald (Johanneische Schriften II S. 263).

Möge der Verfasser diese wenigen Ausstellungen den aufrichtigen Sympathien zu Gute halten, mit denen wir sein Buch begrüßt und es der wohlverdienten Beachtung aller derer empfehlen, welche mit uns der Meinung leben, daß von der ernsten Arbeit, die heutzutage darauf ausgeht, den neutestamentlichen Geschichtsboden mit den Feldern der gleichzeitigen Weltgeschichte zu nivelliren, schließlich nur wechselseitige Förderung beider Gebiete zu erwarten steht. H.

Aschbach, Roswitha und Conrad Celtes. Zweite vermehrte Auflage mit nachträglichen Untersuchungen über die Münchener Handschrift der Roswitha, über die Legende des h. Pelagius und den ottonischen Panegyricus. 8. VI u. 113 S. Wien 1868, W. Braumüller.

Bekanntlich erregte im vergangenen Jahre die durch die Zeitungen gehende Nachricht großes Aufsehen, daß Herr Professor Aschbach in Wien die bekannten Werke der Roswitha als Fälschungen des Conrad Celtes und seiner Freunde erwiesen habe. Freilich, den mittelalterlichen Geschichtsforschern bereitete darauf die kleine Schrift selbst eine große Enttäuschung: man sah in ihr doch nirgendwo einen wirklichen Beweis geliefert, allerlei Verdachtsgründe waren geäußert, Vermuthungen waren aufgestellt, die bei schärferer Besichtigung sich sofort als unhaltbare Einbildungen herausstellen mußten. Nachdem Waitz in den Göttinger gelehrten Anzeigen (1868, S. 1261 ff.) eine kurze Zurückweisung veröffentlicht, mußte man die Sache für erledigt halten; auch in dieser Zeitschrift konnte füglich eine weitere Beleuchtung unterbleiben. Nicht so urtheilt Aschbach selbst. Er läßt vielmehr seine Schrift in zweiter vermehrter Auflage erscheinen und ist über das Schicksal, das man seiner Entdeckung bereitet, äußerst entrüstet. So mag es wohl erlaubt sein, ganz kurz seine Beweisführung zu prüfen.

Seine These ist folgende. Die Handschrift, welche die Werke der Roswitha enthält und die als eine alte bisher gegolten, ist ein Fabrikat aus dem Ende des 15. Jahrhunderts von Celtes und seinen Freunden angefertigt. Celtes hat allerdings ein Legendenbuch aus dem Kloster St. Emmeram entliehen — das ist urkundlich bezeugt — aber statt nach